

«Vieles wird totgeschützt oder mit Dilettantismus zur Strecke gebracht»

In den vergangenen zwanzig Jahren sei es punkto Artenvielfalt nur aufwärtsgegangen, sagt der Biologe Marcel Züger. Die Biodiversitätskrise werde bewusst herbeigeredet, kritisiert er im Gespräch mit David Vonplon und Irène Troxler

Herr Züger, Sie kommen in Ihrer Studie zu dem Schluss, dass es keine Biodiversitätskrise gibt. Das ist das Gegenteil von dem, was wir seit Jahren hören.

Krise bedeutet, dass das Dach brennt. Doch das tut es nicht. Bis um die Jahrtausendwende hatten wir einen fortwährenden Rückgang der Artenvielfalt, zumindest in einigen Lebensräumen. Seither geht es aber aufwärts. Natürlich gibt es noch Problemzonen, aber die Gesamtbilanz ist positiv.

Das Bundesamt für Umwelt (Bafu) stuft einen Drittel aller 56 000 Tier- und Pflanzenarten, die in der Schweiz vorkommen, als ausgestorben oder gefährdet ein. Liegen die Behörden völlig falsch?

Der Anteil gefährdeter Arten sagt nichts über den Zustand der Umwelt aus. Arten mit kleinen Beständen oder einem kleinen Verbreitungsgebiet gelten per se als gefährdet. Mich interessiert als Wissenschaftler aber das Gesamtbild. Und dort zeigt sich, dass den Verlusten ähnlich hohe Zunahmen bei anderen gefährdeten Arten gegenüberstehen. Das weiss man auch beim Bund und bei den Naturschutzorganisationen. Aber man sagt es nicht laut, weil man der Politik Druck machen will. Und das geht nicht, wenn man zu dem Schluss gelangt, dass alles in bester Ordnung sei.

Ist denn alles in bester Ordnung?

Nein, natürlich nicht. Aber als ich in den 1980er Jahren mit dem Naturschutz angefangen habe, war es davor jahrzehntelang nur bergab gegangen. Man konnte damals tatsächlich von einer Biodiversitätskrise sprechen. Seither gab es grosse Fortschritte in Waldwirtschaft, Wasserbau und auch in der Landwirtschaft.

Wo stellen Sie konkret Verbesserungen bei der Artenvielfalt fest?

Die besten Daten haben wir zu den Vögeln. Dort nimmt die Artenvielfalt im Siedlungsraum, im Wald und auch an den Gewässern seit dreissig Jahren stetig zu. Bei den gefährdeten Arten hat die Kurve der Populationsentwicklung die Form einer Badewanne. Setzt



Marcel Züger
Biologe

man den Index im Jahr 1990 auf 100 Punkte, waren es ums Jahr 2000 noch etwa 65 Punkte. Heute stehen wir wieder bei 103. Der Bestand von gefährdeten Vogelarten wie dem Wiedehopf folgt einer solchen Kurve. Steil aufwärts ging es bei den grösseren Arten, also bei Krähe und Elster, Greifvögeln, Eulen, Störchen, Reiher und Enten.

Kann man sagen, die nicht gefährdeten Arten nehmen zu, die gefährdeten aber bleiben gefährdet?

Das ist richtig. Den Arten, die keine spezifischen Anforderungen an ihren Lebensraum stellen, geht es gut. Die Spezialisten dagegen haben es schwer. Das sind Arten, die etwa auf besonders nasse, magere oder trockene oder andere ungewöhnliche Standorte angewiesen sind. Eine dieser Arten ist die Feldlerche, die seit dreissig Jahren einen rückläufigen Bestand aufweist.

Woran liegt das?

Das ist umstritten. Ich war diesen Frühling in Tschechien. Dort wird die Landwirtschaft viel intensiver betrieben als hier. Trotzdem singen überall die Feldlerchen. Ich führe das auf folgende Gründe zurück: Es gibt dort kaum



«Bei den Vögeln nimmt die Artenvielfalt seit dreissig Jahren zu», sagt der Biologe Marcel Züger. Im Bild ein Rotmilan, fotografiert im Neeracherried.

GAËTAN BALLY / KEYSTONE

«Den Arten, die keine spezifischen Anforderungen an ihren Lebensraum stellen, geht es gut. Die Spezialisten dagegen haben es schwer.»

Kämpfer gegen die Verbuschung

dvp/tox. · Marcel Züger eckt immer wieder an in der Gilde der Biologen. Schon in den 1990er Jahren kritisierte er, dass die Natur zu einem «lukrativen Pflegefall» geworden sei. Heute pflegt Züger mit seinem Büro Pro Valladas Landschaften im Kanton Graubünden: Er schneidet Hecken und Bäume teilweise radikal zurück, um die Verbuschung und Verwilderung von Kulturland einzudämmen. Ähnlich rustikal geht der frühere SP-Grossrat auch in der Debatte um die Biodiversität zu Werke. Für den Schweizerischen Bauernverband hat er eine Studie verfasst, in der er Bund und Umweltorganisationen frontal angreift.

Greifvögel, Krähen und Elstern, welche die Lerchen erbeuten können. Und es hat überall Hochsitze, von denen auf Füchse und Dachse geschossen wird. Auch sind kaum Velofahrer, Spaziergänger und Jogger unterwegs, die die Vögel stören. Im Schweizer Mittelland dagegen haben wir so viel menschliche Störungen und Raubtiere, da haben die Lerchen fast keine Chance – Schutzmassnahmen hin oder her.

Sie untersuchten in Ihrer Studie auch bestimmte Pflanzen, Säugetiere, Reptilien, Amphibien, Libellen, Heuschrecken und Tagfalter. Wie sieht es bei diesen Artengruppen aus?

Ausser bei den Reptilien sind die Bestände in den letzten dreissig Jahren gleich geblieben, oder sie haben zugenommen. Die grössten Zugewinne gab es bei den Libellen. 2002 befanden sich noch 13 Arten der roten Liste in der höchsten Gefährdungskategorie «vom Aussterben bedroht», 2021 waren es noch vier. Libellen sind ein gutes Beispiel dafür, wie unvollständig das Bild ist, das Bund und Umweltorganisationen zeichnen.

Weshalb?

Der Anteil der gefährdeten Arten ist unverändert geblieben in den letzten zwanzig Jahren. Aber wenn man die drei Gefährdungskategorien anschaut, sieht man, dass eine Entwicklung in Richtung weniger starke Gefährdung stattgefunden hat. Trotzdem wird behauptet, dass es den Libellen immer noch gleich schlecht gehe wie früher.

In den letzten Jahren war häufig von einem Insektensterben die Rede. Sind auch diese Warnungen übertrieben?

Ja. Meistens fusst dieser Befund auf lokalen Fallstudien in Gebieten, wo sich die Situation tatsächlich verschlechtert hat. Die wenigen Studien, welche sich schweizweit mit dem Thema auseinandersetzen, können kein Insektensterben belegen, weder bei den Arten noch bei der Biomasse. Gewiss kann man darüber diskutieren, was es bedeutet, wenn Arten von anderen abgelöst werden. Aber unter dem Strich halten sich die Zu- und Abnahmen die Waage. Laut dem Biodiversitätsmonitoring Schweiz haben die Bestände der Schmetterlinge in den letzten zwanzig Jahren bei der Hälfte der Arten zugenommen, bei einem Viertel nahmen sie ab.

Auch dieser Befund widerspricht den Aussagen des Bundes und der Akademie der Naturwissenschaften Schweiz diametral. Letztere werfen Ihnen vor, Ihre Studie sei zu wenig breit ausgerichtet, um die Gesamtsituation der Biodiversität in der Schweiz zu beurteilen. Was entgegnen Sie?

Ich habe die Artengruppen angeschaut, zu denen die besten Daten verfügbar sind. Es handelte sich dabei ausschliesslich um offizielle Zahlen. Die Ergebnisse sind eindeutig. Wenn man mir vorwirft, in anderen Bereichen wäre das Bild ein anderes, so gibt man mir ja indirekt recht. Nimmt man aber weitere Artengruppen dazu, müssen wir uns eingestehen, dass bloss lokale Fallstudien vorliegen, die keine Rückschlüsse auf die Gesamtsituation erlauben.

Was ist mit dem Klimawandel? Man hört oft, er sei eine Gefahr für die Biodiversität. In der Schweiz wird die Zahl der Arten wahrscheinlich nicht zurückgehen. Ich werte das aber nur teilweise positiv. Viele Insektenarten sind wärmebedürftig, sie werden also von der Klimaerwärmung profitieren. Verschiedene neue Schmetterlingsarten haben sich deswegen bereits hier ausgebreitet. International gesehen liegt die Verantwortung der Schweiz aber vor allem bei den kälteliebenden Arten, besonders bei jenen, die in der alpinen Zone vorkommen. Bei solchen Arten müssen wir klimabedingt tatsächlich mit einem Rückgang rechnen.

Zeigt auch die Zunahme der Bestände bei den Wölfen, Luchsen, Rotmilanen, Bartgeiern und Bibern, dass es keine Biodiversitätskrise gibt, wie dies Markus Ritter, der Präsident des Bauernverbands, unlängst behauptet hat?

Nur bedingt. Fast alle grösseren Tierarten – Greifvögel, Füchse, Dachse, Steinböcke, Hirsche, Rehe und viele andere – waren vor 150 Jahren praktisch ausgerottet. Mittlerweile sind sie wieder zurückgekehrt, weil man sie nicht länger verschuecht, jagt und tötet. Die Liste wird sicher noch länger werden, beim Fischotter geht's schon los, der Schwarzstorch dürfte sich ebenfalls bald ansiedeln. Die Rückkehr dieser Tiere ist eigentlich eine Folge unseres Wohlstands.

Wie meinen Sie das?

In der Zeit um 1850 war die Schweiz das Armenhaus Europas. Die Böden waren

damals ausgezehrt, die landwirtschaftliche Nutzung war alles andere als nachhaltig, der Wald wurde gerodet. Hungerkünstler und sonnenhungrige Insektenarten haben von diesen Verhältnissen profitiert. Mineralische Dünger und synthetische Pflanzenschutzmittel bildeten vor hundert Jahren die Grundlage, um die damaligen Verhältnisse zu überwinden – auch wenn man damit zeitweilig übers Ziel hinausschoss. Wegen des grösseren Wohlstands können wir uns heute Hirsch, Dachs und Adler überhaupt leisten.

Die Probleme mit der Überdüngung und den Pflanzenschutzmitteln sind doch weiterhin nicht gelöst.

Vielleicht nicht ganz. Aber in meiner Jugend haben die Bäche geschäumt, und Hecken wurden gerodet, Bäche eingedolt, Magerwiesen überbaut. All das haben wir überwunden, auch wenn gewisse Probleme noch gelöst werden müssen.

Auch das sieht man beim Bund anders. Die landwirtschaftliche Praxis mit den hohen Dünger- und Stickstoffeinträgen führe dazu, dass das Grünland immer monotoner werde, heisst es im Bericht des Bafu zum Zustand der Biodiversität. Im Vergleich zur Gesamtgesellschaft ist die Schweizer Landwirtschaft sehr nachhaltig, im Vergleich mit dem Ausland sowieso. Statt die Landwirtschaft zurückzufahren, sollten wir besser die bestehenden Biodiversitätsflächen aufwerten. Zudem müssen wir das Potenzial nutzen, das die heute nicht genutzten Flächen bieten. Genügen diese Aufwertungen nicht, können wir immer noch über weitere Einschränkungen der Landwirtschaft diskutieren.

Bauern müssen heute ausführliche Reglemente zur Förderung der Biodiversität befolgen. Zielen diese in die falsche Richtung?

Ja. Vor dreissig Jahren musste der Naturschutz strenge Regeln fordern, um die Intensivierung der Landwirtschaft zu bremsen. Heute jedoch werden die starren Regeln zum Hindernis, um die Qualität wirklich verbessern zu können. Ich merke bei meinen Gesprächen mit Bauern, dass das Interesse an Biodiversitätsmassnahmen da ist. Natürlich muss die Arbeit für sie finanziell aufgehen, aber sie wollen auch, dass sie etwas nützt. Stattdessen müssen sie Massnahmen umsetzen, von denen sie wissen, dass sie nicht funktionieren können.

Warum?

Oft gibt ihnen der Berater vom Ökobüro recht, sagt aber, wegen der Direktzahlungsvorschriften oder anderer Reglemente müsse dies trotzdem so umgesetzt werden. Wir müssten viel flexibler werden und aufhören, die Vorschriften immer detaillierter zu fassen. Es braucht Biodiversitätsberater, die Praktiker sind und die die nötige Entscheidungskompetenz haben, um zusammen mit dem Bauern vor Ort vernünftige Massnahmen zu beschliessen. Ohne den ganzen Papierkram. Man sollte jedem Naturschützer kündigen, der mehr als einen Tag pro Woche im Büro sitzt.

Und welche Folgen hat es, wenn das Stimmvolk im Herbst die Biodiversitätsinitiative annimmt?

Wenn ich sehe, was die Umweltorganisationen in ihren Schutzgebieten anstellen, dann graut es mir vor dieser Initiative. Da wird schon heute vieles totgeschützt oder mit Dilettantismus zur Strecke gebracht. Die Schutzgebiete, die oft im Besitz von Birdlife oder Pro Natura sind, müssten eigentlich das Rückgrat des Artenschutzes sein. Das sind sie aber nicht, oder nicht mehr. Die Verantwortung der Schweiz liegt in der gepflegten Kulturlandschaft. Die lässt sich nicht mit Reservaten schützen, sie muss sich mit dem Menschen mitentwickeln.